

Der Brautstrauß aus Marschall-Niel-Rosen

Von Julius Zerfaß

Claus mußte Gärtner werden, weil sein Vater ihn einem Beruf zuführen wollte, der nicht der Maschinenarbeit erliegen könne. Die Gärtnerei, die er als Lehrstelle durch ebenso schnellen Entschluß wie die Berufswahl gewählt hatte, war klein. Bisher hatte der Meister die Arbeit ganz allein gemacht. Der Garten lag wie ein grünes Band zwischen den Gebäuden. Im vorderen Teile befanden sich zwei Glashäuser. Hinter dem die Sicht offen lassenden Eisengitter waren Blumenbeete als eine Art lebendige Auslage zur Kaufmunterung für die Vorübergehenden. Neben der Einfahrt lag der Laden. Als Claus den etwas engen Verkaufsraum zum erstenmal betrat, bestaunte er das Nebeneinander von echter und nachgemachter Natur in Form von Kränzen und Sträußen, sogenannten Arrangements. Der Farbergeruch der Wachblumen, gestanzten Papierblätter und künstlichen Palmen mischte sich mit dem schwülen Duft von Hyazinthen und erinnerte ihn an den Geruch in Totenzimmern.

Früh um sechs Uhr kam Claus zur Arbeit. Es gehörte schon gleich zu seinen Gepflogenheiten, die Läden der Schaufenster zurückzuschlagen und um sieben Uhr die Ladenläden aufzuschließen. Oft genug geschah es, daß die Meisterschleue und Kinder noch in den Betten lagen, wenn er von der Küche aus durch die Schlafkammer in den Ladenraum mußte. Mit innerem Widerstreben huschte er dann durch den verdunkelten Schlafraum und öffnete von innen die Ladenläden.

Claus erlernte zunächst mit Gade und Schaufel die rauheren Grundbegriffe des Gärtners, die ihm schnell vertraut wurden. Bald folgte er mit großem Eifer den Anweisungen des Meisters, mit haarigcharfem Messer Ableger von allerlei Krautgewächsen unter dem Blattwinkel abzuschneiden und später in die von unten erwärmten Sandbetten des Treibhauses zu stellen. Er betrachtete immer wieder das Wunder neuer Wurzelbildung, das Hervordringen seiner Knorpelungen aus der Schnittstelle und mit der Wurzelverdickung die Wachstumsgier der abgetrennten Zweige.

Als aber der Meister Blätter von der buntfarbenen Schiefblatt-Begonie mit ganz kurzem Stiel auf die Sandfläche drückte und sich schon nach einigen Tagen in den Gabelungen der Blattadern neues Leben zeigte, war Claus des Staunens voll. Das Treibhaus erschien ihm als Raubertwerkstätte, das Bielelei der Formen und Farben, die Anzahl der Namen verwirrten ihn. Die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse der Pflanzen zwangen ihn zu Umsicht und Wachsamkeit. Der lange Tag des Gärtners war fast zu kurz. Fleiß und Eifer trieben ihn und halfen ihm die körperlichen Anstrengungen, die seinem an sich nicht robusten Körper auferlegt wurden, leichter zu bewältigen.

Der Meister schätzte Clausens Willigkeit. Er schickte ihn mit dem Karren auf den Markt zum Blumenverkauf, mit dem Handelsfackel auf die umliegenden Dörfer zum Samenverkauf, unterwies ihn in der Bedienung der Kunden im

Laden und im Binden von Kränzen und Sträußen. Claus war ehrlich und geschickt; der Meister war zufrieden mit ihm.

Der Artenbestand der eigenen Gärtnerei war nicht sehr reich. Am Ort gab es aber noch einige größere Privatgärten, die sich die letzten Neuheiten in der Pflanzenmode leisten konnten. In einem solchen Garten nahm der Meister Claus einmal mit. Claus war schier erdrückt von der Fülle und Breite des botanischen Reiches. Beim Durchwandern der Glashäuser schnitt der Meister heimlich da und dort ein Zweiglein ab und ließ es in der Tasche verschwinden, was Claus beinahe bestürzt mitansah, war er doch von zu Hause zu einseitiger Ehrlichkeit erzogen.

Das Geschäft einer kleinen Gärtnerei schleicht so seine Tage mit kleinen Einnahmen dahin: ein wenig Samenverkauf, Setzlingen, billige Blumen für die Gräber. Aber dazwischen gibt es Höhepunkte, die einen kleinen Goldregen herantragen und den Tagen des Gleichmaßes aufregendes, arbeitsreiches Tempo geben: Verlobungen, Geburtsstage, Hochzeiten, Todesfälle.

War in der kleinen Stadt ein angesehener Mitbürger gestorben, so empfing Clausens Meister das Ereignis mit dem Ausruf:

Christus ist unser Leben,
Sterben unser Gewinn!

Zu dem Gewinn mußte Claus beitragen, der aus dem Walde Tannenzweige und Farnblätter für die Kränze herbeischaffte. Nicht gesehener war ihm dabei, denn im Stehen hatte er schon gar keine Erfahrung und es lag auch gar nicht an ihm, daß er den Förster nicht in die Hände lief, wenn er in den Schonungen das schönste Grün auswählte.

Claus machte die Beobachtung, daß der Meister wiederholt vom Friedhof Zypressen- und Blauannengrün für die feinere Kranzbinderei brachte und er war deshalb gar nicht erstaunt, als der Meister ihm eines Tages befahl, ihn auf diesem Gang zu begleiten. Da huschte er zwischen den alten Gräbern dem Meister nach, der bald da, bald dort aus dem dichtesten Gebüsch der Koniferen Zweige herauschnitt; an überflüssigen Stellen duckten sie sich und waren darauf bedacht, das sonst so laute Geräusch des Knüppens der Baumstämme durch vorsichtigen Druck zu dämpfen. Clausens Herz schlug heftig, er schaute unsicher umher, doch sein Lehrherr achtete nicht darauf. Sie wandern ja wieder auf den Friedhof zurück! sagte er.

Claus hatte alle Hände voll zu tun. Schon nach wenigen Monaten war er sich oft ganz selbst überlassen. Seine Umsicht reifte, aber er wurde auch in vielen Dingen auf den Weg des Selbstlernens abgedrängt und beschritt manchen Irrweg. Die Kunden fragten oft mehr, als er beantworten konnte. Sie wollten Namen wissen, die er sich noch gar nicht hatte merken können. Da wartete er — unsicher freilich — mit latei-

nischen Brocken auf, deren Bedeutung ihm selbst noch nicht geläufig war.

Nicht immer ging alles einfach ab, wenn Claus den Meister vertreten sollte. In der Meisterin hatte er keine Hilfe; zudem war sie augenleidend und hatte genug mit den Kindern zu tun. So waren sie oft beide ratlos und Claus mußte seinen Meister aus irgend einem der nahen Wirtschaften holen. Vor der Kundschaft verbarg er schamhaft, wo er den Meister suchen mußte.

Dem Leben und dem Tod Blumen zu widmen, ist des Gärtners Amt. Claus mußte sich daran gewöhnen, die düsteren Kammern der Hingeshiedenen zu betreten. Wo aber des Lebens frohe Feste gefeiert wurden, galt es, die Freuden zu beschönern. Von einem zum andern oft nur ein Hinüberwechseln vom Hellen zum Dunklen.

Auch mit dem Theater machte Claus Bekanntschaft. Eine Schauspieltruppe gastierte im benachbarten Theatersaal. Claus mußte mit Grünpflanzen und Lorbeerbäumen den Kulissen ein Stück Natur beigegeben. Er lernte die Theaterleute kennen und bekam als Trinkgeld zu den Benefizvorstellungen eine Freikarte in die Hand gedrückt. Da sah er auf dem ersten Platz unter den Vornehmen der Stadt, neben Damen, die er auf der Straße schüchtern grüßte, war fast betäubt von dem Duft ihrer Gewänder. Die Deklamationen der Helden machten Eindruck auf ihn. Die Tränen und Seufzer unglücklicher Frauen, die Schüftigkeit und abgründige Gesinnung der Intriganten forderten seine innerste Feindschaft heraus. Befängelt wirkte auf ihn das romantische Ritterpiel. Fingerhaken war er, wenn im Trompeten von Sängern das Abschiedslied im Brustton tiefsten Weh Schmerzes in den Saal schmetterte.

Daß bei den Rosen stets die Dornen stechen, hatte Claus als junger Gärtner schon empfunden, wenn er aus den Sträußen die Stacheln entfernte, damit sie zarte Damenhände nicht verletzen konnten. Rosen waren auch der Anlaß zu einer seelischen Erschütterung in Clausens jungem Dasein.

Ein Brautstrauß war bestellt für die Hochzeit einer reichen Bürgerstochter. Marschall-Niel-Rosen mußten es sein. Im eigenen Garten waren sie abgeblüht. Der Meister hat sie in keinem der anderen Gärtnereien aufreiben können.

Jetzt gibt es nur noch eine Möglichkeit — sagte er zu Claus — und eine Stelle, wo wir sie haben könnten. Diese Stelle beschrieb er Claus und die Art der Rede war ein Auftrag. Dem Jungen wurde kalt und heiß; er sah seinen Meister bestürzt an.

Wir brauchen die Rosen, du mußt sie herbeschaffen! In fünf Minuten hast du sie! Du nimmst die Viehkanne mit, gehst in der Nähe unsere Pflagegräber, schau dich links und gut um, ein paar Schnitte und sie sind in der Kanne verpackt.

Claus war verzweifelt. Galt hier auch noch des Vaters Anordnung, dem Meister zu gehorchen? Ein Brautstrauß vom Friedhof! wollte er

einwenden. Der Meister aber fuhr ihn an: Nach, daß du weiterkommst!

Mechanisch stieg Claus den steilen, einsamen Weg unter den hohen Kastanien zum Friedhof hinauf. Immer wieder sah er sich um; den Leuten, die ihm begegneten, blinnte er nach. Er meinte, jeder Vorbeigehende wüßte um sein Vorhaben. Manche kannten ihn, aber er fand nicht die Beachtung, die er befüchtete. Selbst der Totengräber machte wie sonst seinen Spaß mit ihm, als er an ihm vorbeikam. Claus hätte am liebsten die große Verlegenheit des Meisters vorgezogen und gebeten, einige Leertosen nehmen zu dürfen. Aber der Mann war längst wieder in seiner Hütte beim Leichenhaus, wo er sein mitgebrachtes Essen aufwärme, verzehrte und dann seinen Mittagschlaf hielt. Zum Leichenhaus aber ging Claus gar nicht gern.

Er lief mit seinen zwei Gießkannen zwischen den Gräbern hin und her und goß in der Aufregung manches Grab, das ihn gar nichts anging. Vor eilichen Grabsteinen blieb er stehen, las zerstreut die Inschriften, durchstreifte den Friedhof von einem Ende zum anderen und stand schließlich wieder bei den vollblühenden Marzshall-Nel. Er begoß die gepflegte Totenhütte. Die Schere hing in seiner Tasche schwer wie ein Mühlstein, die Spitze drückte durch sein Gewand. Seine Hand griff danach und ließ sie wieder los. Er hörte vom Kirchturm Pföfl schlagen und wurde sich bewußt, daß man ihn erwartete.

Da setzte er die Schere zum Griff an. Seine Hände zitterten und dann wußte er nicht mehr, was sie taten, sondern starrte fast erstorben, ob nicht der Grabstein auf ihn zuläme, ob der Hügel sich nicht höbe, ob nicht unter ihm krallende, kalte, unerbittliche Knochenhände nach seinen Füßen griffen. Das Geräusch des Kieses unter seinen Füßen schien ihm das Knirschen von Säbren. Ein Vogel flatterte auf; Claus fuhr zusammen und ließ die Schere fallen. Ein weißer Marmorengel auf einer nahen Kuhstutze hatte plötzlich die Gestalt der Braut angenommen, der die Rosen zugebacht waren. Da rann er schreierfüllt davon. Als er zurückkam, sah er, daß er in blinder Hast das üppige Rosenbäumchen gänzlich geplündert und die Rosen in die Gießkanne geworfen hatte.

Der Meister stand schon an der Einfahrt, sah ihn prüfend an und ging hinter ihm drein in die Windstube. Die noch aus Claus herauszitternde Aufgewühltheit verlassend, sagte er: Bist du etwa erwischt worden? — Na also! Wir haben ja jetzt, was wir brauchen! Das ist die Hauptfrage!

Claus trug den Strauß ins Haus der Braut. Das übliche Trinkgeld, sonst sehr bescheid und seine einzige Einnahme, nahm er diesmal zögernd und vergaß, sich zu bedanken. Da er nach der Trauung den Altarblumenschnud wieder entfernen mußte, begab er sich schon vorher in die Kirche und sah von einem dunklen Winkel hinter einer Säule der frommen Handlung zu. Die Blässe der Braut, durch das matte Licht des Raumes und das weiße Seidenkleid besonders unterdrückt, erschreckte ihn; sie kam ihm wässern wie eine Tote vor. Scheuenhaft verschwammen die Vorgänge und ernüerten sich ihm. Erst die Arbeit rief ihn in die Wirklichkeit zurück.

Wiß in den Traum verfolgte ihn das Erlebnis. Er sah die Braut bei den Gräbern, sie ging auf ihn zu, sie reichte ihm die kalte Hand. Aus dem linken Arm trug sie die Marzshall-Nelosen. Er schrie auf und da fühlte sie Mitleid mit ihm. Sie zog ihn an sich. Seine fröhliche Stimmnatur empfing auf einmal Wärme von ihr. Die Nacht überlieferte ihn aus Verleumdung und Schwüle, aus Schuldgefühl und Trieb müde dem Morgen.

Mühsam und verschlafen erschien er zum Morgenkaffee. Seine Mutter überraschte er mit der Bemerkung: Ich mag nicht mehr da hin!

Das war eine Auflehnung! Bestürzt forschte die Mutter in den übernächtigen Zügen. Dem Vater genügte das: Ich mag nicht mehr da hin! durchaus nicht. Eine Lehrstelle könne man nicht einfach abbrechen. Da müßten schlimme Dinge vorkommen, solch einen Entschluß zu rechtfertigen!

Claus schwieg, nahm seinen Kaffeeträger und sein Frühstücksbrot und ging. Die Eltern verfolgten besorgt seine Niedergeschlagenheit. Sie kannten seine Willigkeit, aber auch — wie der Vater sagte — sein Ueberempfindlichkeit. Im Stillen hatte der Vater ja schon eingesehen, daß er mit dem Lehrplatz einen Mißgriff getan. Nur der Gedanke an die Wichtigkeit seiner Autorität hinderte ihn, Claus aus der Lehrstelle zu nehmen.

Claus machte keinen Versuch, den Vater unzugut zu stimmen. Er fürchtete sich vor einer Aussprache, denn er konnte über seine Empfindungen nicht sprechen.

Was nun Clausens Vater über den Meister so nach und nach zu hören bekam, war nicht schmeichelhaft für diesen. Daß er aber Claus in letzter Zeit Sonntag für Sonntag auch noch dem Kirchenbesuch entzog, steigerte seinen Anmut. An einem solchen Vormittag holte er plötzlich den Jungen weg, um ihn an einer anderen Stelle weiterlernen zu lassen.

Clausens neuer Meister war ein musterhafter Gärtner, der seine Arbeit liebte und den ihm anvertrauten Geschöpfen alles gab, was sie zu ihrer Entfaltung nötig hatten. In der neuen Umgebung, unter vielen neuen Aufgaben und unter solcher Führung kam Clausens Seele wieder ins Gleichgewicht und es war für ihn eigentlich jetzt erst schön, des Vaters Wunsch zu erfüllen und Gärtner zu werden.

Der Gendarmeriewachtmeister

fühlt sich Mutter

Von Maria Gardos

Diese Geschichte hat sich ungefähr vor einem Vierteljahrhundert in Medgyeshaza, einer kleinen Ortschaft in Ungarn, im Komitat Arad, zugetragen. Mein Zug traf an einem Sonntagmorgen um 6 Uhr ein. Trotz strömendem Regen wurde ich von vielen Leuten erwartet. Sofort umringte mich ein Duzend weißgekleideter junger Mädchen. Sie überreichten mir einen Strauß aus Papierblumen. Von den Männern drückte mir als erster Genosse Matthias R. die Hand, während das Blasorchester, das aus dem vierten Dorfe die ganze Nacht über hierher marschiert war, mit aufdringlicher Begeisterung die Marschmarch spielte. Gerührten Herzens machte ich mich auf den Weg. Die Wartenden formierten sich zu einem regelrechten Zuge, an dessen Spitze sie mich zogen. Und die Genossen Musiker bliesen unausgesetzt die Arbeitermarche. Zwei weißgekleidete Mädchen nahmen mich in der ersten Reihe in ihre Mitte, als Schutz hielten sie über mich ihre plumpen, ländlichen Schirme, von deren sich berührenden Rändern viele Regentropfen auf meinen Gut fielen. Unser Weg führte über den Marktplatz, die Verkäufer verließen verwundert ihre Leinwand und rieten, was das bedeuten sollte.

„Eine Hochzeit“ — meinte der eine Weise — „die dort vorn, mit dem Blumenstrauß, die ist die Braut“. — Demgemäß erhob ich stolz mein Haupt und schritt schwingend einher, die Leute sollten sehen, daß sie es nicht mit irgendeiner hergelaufenen Braut zu tun hatten.

Die Versammlung war für vormittags 10 Uhr angesetzt, die erste Frauenversammlung in Medgyeshaza. Der Versammlungsort, der riesige Hof unseres Genossen Matthias R., war schon um 9 Uhr von Frauen, Männern, jungen Mädchen überfüllt. Man konnte sich kaum rühren. Zum Glück hatte der Regen aufgehört und es fächelte uns eine gute, frische, erquickende Wärme.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die Menge beim Toreingang, der Vertreter der hohen Obrigkeit war eingetroffen: ein martialischer, düster dreinblickender Gendarmeriewachtmeister mit einem Zug von Gendarmen. Der Herr Wachtmeister ließ sich mit dem der Situation entsprechenden Ernst auf einem Sessel nieder, seine Gendarmen pflanzten sich im Halbkreis hinter ihm auf. Das Plaudern wird gedämpft, alle haben das unbequeme Gefühl: nicht mehr unter sich zu sein.

Plötzlich ertönt die Stimme des Herrn Wachtmeisters:

„Die Rednerin aus Budapest soll hierher kommen!“ — Die Genossen blicken alle auf mich, ich stehe stumm, reglos.

„Ist die Rednerin aus Budapest noch nicht hier?“ — ruft er nochmals, indem er mich mit stehenden Augen beinahe aufspießt. (Er sieht es freilich recht gut, daß ich die Gesuchte bin.)

„Doch, sie ist hier“, — erwidere ich fest, — „aber ich bin niemandes Knecht, daß ich mich zum Rapport melden soll. Ich kenne den Herrn nicht, wenn er etwas von mir wünscht, möge er sich zu mir bemühen.“

Atemlose Stille. Ueber die Gesichter der Zuhörer zuckt etwas, wie Angst. Im Gesicht des Wachtmeisters flackert es schwarz vor Wut, er laut gequält an seinem dichten Schnurrbart, dann stößt er mit lärmender Wucht seinen Sessel beiseite und tritt vor mich hin.

„Ich bin der Abgesandte des Herrn Oberstufrichters“ — murmelt er zwischen den Zähnen.

„Und ich die Rednerin aus Budapest, ich heiße so und so.“

„Vorüber werden Sie sprechen?“

„Ueber Frauenorganisation.“

Sein Blick stößt wie ein Pfeil in mein Auge, während er in strengem Tone sagte:

„Ich mache die Rednerin aufmerksam, daß ich, falls sie die gesetzlichen Vorschriften verlegen würde, die Versammlung aufhebe, die Rednerin verhafte und per Schub in ihre Heimat schaffe.“

Ich extrahiere seinen Blick, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich frage nicht, was er unter „gesetzlichen Vorschriften“ versteht. Ich kenne dich, braver, dummer Held, denke ich, mir kannst du keine Angst einjagen. Laut erwidere ich:

„Ich kenne das Gesetz und werde mich daran halten. Wenn Herr Wachtmeister es ebenfalls kennen, wird nichts geschehen, ich bürgte dafür.“

Er zittert vor Wut. Geht zurück an seinen Platz. Die Spannung der Anwesenden löst sich in leichem Lächeln, Plaudern, gemüthlichem Tuscheln. Der Wachtmeister flüstert etwas seinen Gendarmen zu.

Genosse Matthias R. eröffnet die Versammlung mit einer kurzen Ansprache und erteilt mir das Wort. Mit der Elastizität meiner

achtzehn Jahre springe ich auf das Rednerpult, — einem ziemlich hohen Stückentisch, — als der Wachmeister plötzlich aufspringt und ruft:

„Bevor Rednerin ihren Vortrag beginnt, mache ich die Veranstaltung darauf aufmerksam, daß dies eine Frauenversammlung ist und ich deshalb nur die Anwesenheit von Frauen gestatten kann. Die Männer haben sofort den Platz zu räumen!“ — Verblüffung, Murren, Unzufriedenheit, aber ich flüchtere schon dem Genossen Obmann zu: „Die Männer sollen hinausgehen und sich an den Zaun stellen. Der ist kaum kinderhoch, das ist so gut, wie wenn sie im Hofe blieben.“

Die Weisung wandert von Mund zu Mund, bald teilt sich die Menge, die Frauen innerhalb, die Männer außerhalb des Saales. Im Grunde genommen hat sich nichts geändert.

Der Obmann erhebt sich, ich beginne: „Geehrte Versammlung! Wir Stadapostler kennen so gut die gesetzlichen Vorschriften, daß wir um keinen Preis gegen sie verstoßen würden. Eben darum bin ich gezwungen, den hier anwesenden geehrten Hütern des Gesetzes, den Herrn Gendarmereiswachmeister vor einem hier zu begehenden Verstoß gegen das Gesetz und vor dessen schwerwiegenden Folgen zu warnen. In dem die Verordnung, auf dessen Grundlage die Versammlung gestattet wurde, tatsächlich so lautet, daß nur Frauen, bzw. Mütter daran teilnehmen dürfen, ersuche ich den Herrn Wachmeister, sofern er sich nicht Rütter, bzw. Frau fühlt, mit seinen Gendarmen den Hof sofort zu verlassen.“

Die unterdrückte Lachlust der Zuhörer brach laut aus. Dröhnendes brüllendes Gelächter ließ die Luft erzittern. Das höhnische Lachen brauste wie ein mächtiges Sommergewitter durch die dörfliche Ruhe. Kinder und Greise stürmten von allen Seiten einher, sie konnten sich nicht vorstellen, was sich hier zugetragen haben mochte.

Die Gendarmen sprangen mit tautschalem Gesicht unter die Zuhörerschaft und einen Augenblick war es zu befürchten, daß sie mit Bajonetten auf die Lachenden losgehen würden. Der Wachmeister winkte aber mit vor Erregung purpurnen Wangen seine Häufchen zurück, setzte sich schweigend wie ein geschlagener Hund auf seinen Platz und schrie der Versammlung den Rücken.

Ich winkte, der Lärm verstummte allmählich. Ich begann von neuem:

„Da ich sehe, daß der Herr Wachmeister sich Frau, vielleicht gar Mutter fühlt, mache ich den Vorschlag, daß wir ihm gestatten, der Versammlung beizuwohnen.“ — Und ehe sich der Gendarm rühren konnte, erörterte ich schon mit plötzlicher Schwendung die Tagesordnung.

Die Gendarmen unterbrachen die zweistündige Rede nicht.

Nachher erhielt ich als Geschenk einen wunderbaren, krummen, riesengroßen Blumenstrauß, dessen betäubenden Duft ich noch heute zu spüren vermeine.

Am Abend bestand eine reizende alte Genossin darauf, daß ich mit einigen Genossen das Abendbrot bei ihr einnehme. Ich habe in meinem Leben schon viel Gutes und viel Schlechtes gegessen, reichlich und artig, aber so hat mir das Papirfabrikum mit den dort üblichen Essigzweckchen noch nie gemundet, wie an diesem Abend aus der schönen, bunten, irdenen Schüssel. Gerührten Herzens erinnere ich mich heute noch an die Ehre, daß ich mich beim Essen der einzigen Solzgabel bedienen durfte. Die anderen knühten nur Holzlöffel.

Ein unergötzlich warmes Gefühl war es, im Kreise dieser Leute zu sitzen, die ich 24 Stunden vorher noch gar nicht gekannt (mit Aus-

nahme des Genossen Matthias M., mit dem ich von den Parteikonferenzen her bekannt war), und die mir doch näher standen, als meine eigenen Geschwister.

Nach meinem Besuch aber war es, wie mir später die dortigen Genossen berichteten, mit

dem Respekt vor dem Gendarmereiswachmeister aus. Er konnte nicht durch die Ortsschaft gehen, ohne daß das kleinste Kind bei seinem Anblick lächelte. In allen Augenwinkeln sah verächtlich die Frage: „Haben Sie das Kind schon zur Welt gebracht, Herr Wachmeister?“

Mayton setzt sich trotzdem durch . . .

Von M. Lyttelton

„Also, Mister Mayton, das ist Butler, Johnny Butler, Ihr neuer Chef“, sagte Mister Richardson zu seinem Gehilfen, der eben im Begriff war, wie er das seit zwölf Jahren tat, die Rasierbeden und die Spiegel blank zu reiben. Mayton hielt in seiner Arbeit inne und machte eine stumme Verbeugung. Butler maß ihn mit einem durchdringenden Blick, stellte einige Fragen, die Mayton stotternd beantwortete. Wieder dieser infame Blick, dann zogen sich Mister Richardson und Butler in das kleine Kabinett, das neben dem „Herrensalon“ lag, zurück. Eine halbe Stunde später entwickelte sich zwischen Richardson und Mayton folgender Dialog:

Richardson: „Wie lange sind Sie bei mir im Hause, Mayton?“

Mayton: „Zwölf Jahre, Mister Richardson, im Juni werden es zwölf Jahre . . .“

Richardson: „Sie sind immer brav und anständig gewesen, Mayton . . . Wie geht es übrigens Ihrer Frau . . .?“

Mayton: „Ich danke für die Nachfrage, Mister Richardson. Aber warum sagen Sie mir, daß ich immer brav und anständig gewesen bin . . .?“

Richardson (nach einer Pause): „Mein lieber Mayton (legt ihm die Hand auf die Schulter). Ich muß Ihnen eine Mitteilung machen. Mister Butler will Sie nicht weiter beschäftigen. Sie seien zu alt, behauptet er . . . (Pause.) Aber lassen Sie nur, Mayton — wir finden für Sie etwas Passendes — wäre ja gelacht (er lacht wirklich), natürlich — ein glänzendes Zeugnis schreibe ich Ihnen und prima Referenz gebe ich . . . in einer Woche, was sag' ich — morgen haben Sie einen neuen Posten und bekommen mehr, als Ihnen der Geizhals, der Butler, zahlen würde . . .“

Mayton: (bleibt stumm.) Richardson holt aus seiner Tasche ein Papier und gibt es Mayton: „So — hier ist Ihr Zeugnis — ist zwar ein kleiner Bluff, aber gehen Sie los — wenn Sie Glück haben . . . heute ist Samstag . . .“

Mayton hat das Zeugnis genommen. Liest es. Schüttelt den Kopf. Will fragen. Richardson winkt nervös ab. „Gehen Sie, Mann — Time is monney!“ — Er gibt Mayton den Hut, drückt ihm einen halben Dollar in die Hand und drängt ihn gewissemmaßen zum Laden hinaus.

Am gleichen Abend. Mayton sitzt zu Hause. Das Nachtmahl ist stumm verlaufen. Mary wartet, daß ihr Mann ein Wort sagt, was er bisher nicht getan hat. Er hat das Radio aufgedreht und lauscht seinen Klängen. Plötzlich öffnet er den Mund und fängt an zu reden:

„Tja — Mary, ne kolossale Keniakeit, wenn ich so sagen darf. Na rat mal. Braucht nicht zu raten — ist kein Kreuzworträtsel . . . ein Skandal ist das, Mary . . . wo ich zwölf Jahre lang . . . Sie haben mich entlassen, Mary . . . Richardson hat den Laden verkauft an Mister Butler, und der hat gesagt, daß ich ihm zu jung bin (das mit dem Jungsein ist ihm eben einfallen, er lacht über sein Karadaron).“ Pause. „Ein prima Zeugnis hat mir Richardson gegeben und erklaffige Referenzen will er . . . Weißt Du, was er mich fann . . .“ — Mary ist stumm geblieben. Neht saut sie nichts, als: „O Gott!“ — Und Mayton fährt fort: „Si natür-

lich alles nur Bluff mit dem Zeugnis und der Auskunft, er will mich loswerden, verzieht. Aber da muß dieser Richardson sich früher schlaffen legen — Pardun, aufpassen. Der kermt Mayton nicht. Jim Mayton läßt sich nicht bluffen — das besorgt er viel besser, viel besser besorgt er das! Haha-haha!“

Mayton schweigt. Mary schweigt. Am darauffolgenden Montag, abends um sieben Uhr.

Mayton sitzt zu Hause, das Radio trillert. Er liebt die Zeitung und pfeift. Er ist der vergnügteste Mann von ganz New-York. Er sieht pfißig aus und weiß das. Jetzt schrillt die Tür-glocke. Mayton geht öffnen und kommt mit Mister Butler zurück. Butler ist ganz Höflichkeit. Er lächelt, reibt sich die Hände, wirft einen Blick in die Stube und sagt: „Wollte eben mal einen Sprung bei Ihnen vorbeistun, Mayton . . . sind ja ein tüchtiger Bursche. Zwölf Jahre waren Sie bei Mister Richardson — waren bei der Kundenschaft sehr beliebt . . . was? Leute, die bei der Kundenschaft beliebt sind, kann ich brauchen. Der ganze Laden ist heute morgen voll gewesen und alle haben gefragt: Wo steckt denn Mister Mayton? Er hat sich die rechte Hand verstaucht, hab' ich gesagt, eine feine Ausrede, was, Mayton . . . Ha — das ging bis Nachmittag um fünf — und nicht einer, der nicht nach Ihnen gefragt hätte . . . Sie sind tüchtig, Mayton — Sie gefallen mir — Sie sind mein Mann. Sie arbeiten ab morgen in Butlers Rasieralon und er legt Ihnen einen Dollar pro Woche zu. Gemacht — Mayton?“ — Er streckt ihm die Hand hin. Mayton grinst. Er sagt keinen Ton. Nach einer Pause gibt er Butler seine Pote: „Allright, Mister Butler . . .“

Am gleichen Abend — eine Stunde später. Mayton ist mit seiner Frau allein. Er sagt:

„Ne Keniakeit, Mary — ich hab' ne Steslung . . . 'n Dollar mehr die Woche . . . Ist mir direkt ins Haus geflogen. Man ist gekommen und hat mich gebeten: Mister Mayton, hat man gesagt — Sie sind sooo beliebt bei der Kundenschaft, wollen Sie nicht bei mir anfangen — ein Dollar mehr die Woche als früher — so hat Mister Butler zu Mister Mayton gesprochen . . . Ich hab mir's überlegt — und dann hab ich ja gesagt . . .“

Mary: „Das ist ja ein Wunder Jim — ein richtiges Wunder ist das . . .“

„Ne, Mary — das ist 'n Bluff. Ich hab ihn reingelegt, wo er mich reinlegen wollte. Die ganze Bude war voll am Montag . . . alles meine Kunden — „Sind ja kolossal beliebt, Mayton“, krächzt der Trottel — jeder einzelne hat sich nach Ihnen erkundigt. Und weißt Du, was ich gemacht habe. Am Samstag bin ich bei ihnen gewesen — bei all unseren Kunden und zu jedem hab ich gesagt: Leihen Sie mir fünf Dollar, Mister — Sie kennen mich doch, seit zwölf Jahren arbeit' ich in Richardson Rasieralon — und kommen Sie am Montag ins Geschäft, da geb ich's Ihnen wieder . . . Und am Montag sind sie annarichiert, Mann für Mann, und haben nach mir gefragt . . . Und am Abend ist Butler hier gewesen und hat mich engagiert, weil doch die Kunden so treu und anhänglich sind . . .“



Copyright P. L. B. Box & Copenhagen



Adamson erprobt eine Falle

Kaninchen

Von Ferry Rocker

Endlich war das Häuschen, das hinter der Univerfität lag, frei geworden, und der Univerfitätsdiener Hollerbusch konnte mit seiner Frau und seinen drei Kindern darin seinen Einzug halten.

Der kleine Garten, der zu dem Häuschen gehörte, war zwar etwas bewaldet, aber Peter Hollerbusch und seiner Frau gelang es in kurzer Zeit, aus diesem Stüddchen Bildnis einen netten Obst- und Gemüsegarten zu machen.

Als die erste Ernte unter Dach war, ging der Univerfitätsdiener an die Verwirklichung seines Lieblingsgedankens. Was ist ein landwirtschaftlicher Betrieb ohne Viehzucht? Nichts Halbes und nichts Ganzes. Natürlich, eine Kuh konnte sich Hollerbusch nicht halten, aber ein paar Hühner und — Kaninchen. Vor allen Dingen: Kaninchen. Hollerbusch liebte diese Tiergattung abgöttisch.

Nun war die Gegend, in der die Univerfität lag, sehr kaninchenreich, und diesem Reichtum konnten sogar die zahlreichen Wilderer, die dort ihr Intwesen trieben, fast gar keinen Abbruch tun. Hollerbusch widerte natürlich nicht, sondern er erwarb die Kaninchen, es waren 12 Prachtexemplare, auf dem Markt und freetzte sie in einen großen Käfig, den er eigenhändig gebaut und in der Nähe der Umfassungsmauer aufgestellt hatte. Jeden Morgen, bevor er in die Univerfität ging, fütterte er erst seine Kaninchen, unterhielt sich etwas mit ihnen, und wenn er vom Dienst nach Hause kam, führte ihn sein erster Weg an den Käfig.

Aber eines Morgens mußte Peter Hollerbusch eine furchtbare Entdeckung machen. Die Türen des Käfigs waren geöffnet, die Kaninchen verschwunden. In der Nacht mußte jemand über die Mauer geklettert sein und die Kaninchen gestohlen haben.

Nach 8 Tagen gab Hollerbusch jede Hoffnung auf, seine Kaninchen zurückzubekommen.

Er kaufte zwölf neue, versperre aber diesmal den Käfig mit besonders starken Schließern.

Selbst auch diese 12 Kaninchen wechselten eines Nachts ihren Besitzer. Hollerbusch stand also vor der erschütternden Aussicht, sich niemals mehr Kaninchen halten zu können, weil man sie ihm eines Nachts doch wieder stehlen würde. Das ging nicht, ging auf keinen Fall.

Hollerbusch dachte nach, von morgens um 8 bis mittags um 1. Dann kam ihm eine Idee, und er ging während der Mittagspause zum Redakteur des Lokalblattes und hatte mit diesem eine längere Unterredung.

Am nächsten Morgen wurde Hollerbusch durch einen schrillen Schrei seiner Frau aus dem Schlummer gerissen. Sie stand am Fenster und wies mit zitternder Hand in den Garten. Zwischen den Sträuchern, auf den Kohlbeeten, in allen Ecken und Winkeln ein Heer von Kaninchen. Lustig herumhüpfende Kaninchen mit schwarzen, weißen und braunen Fellen, Kaninchen aller Klassen. Und dann lagen da auch noch Kaninchen, frisch geschlachtete, von ihren Fellen befreite Kaninchen.

Hollerbusch wankte in den Garten hinaus und begann die Tiere einzufangen. Da der Käfig bald überfüllt war, schaufelte er sie in die Stube. Die toten Stapelle er auf und als er gerade beim Pflügen war, stiegen ihm noch zwei tote Kaninchen, die jemand über die Mauer warf, ins Genid. Alles in allem war Hollerbusch jetzt Besitzer von 112 Lebenden und 127 toten Kaninchen, die er alle folgender Zeitungsmeldung verdankte, die das Lokalblatt am Abend vorher veröffentlicht hatte:

„Achtung! Lebensgefahr!

In der Klinik der Univerfität wurde heute früh bemerkt, daß 12 Verjuchskaninchen, die mit Choleraabazillen geimpft waren, aus dem im Garten des Univerfitätsdieners Hollerbusch stehenden Käfig geftohlen worden sind. Um entsehrliches Unheil zu verhüten, werden der unbekante Täter sowie alle Personen, die innerhalb der letzten Stunden Kaninchen aus nicht einwand-

freier Quelle erworben, aufgefördert, die Tiere in den Käfig zurückzulegen. In diesem Falle hat niemand weitere Unannehmlichkeiten zu befürchten.“

Schach ins Volk

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 32. Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 345.
Von Rudolf Michel, Kwitkau.
(Original.)

Schwarz: Ke8, Dc3, Tb4, g5, Lg8, Sa2, Bf6, g3. (8)



Weiß: Ke8, Db2, Tc6, d8, Lh7, Se7, h6, Bc4, e3, g4. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 342: Dc7—c7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hahl Erwin, Chimak Teo, Tyle Vladimir, Schindler Robert, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Freundl Anton, sämtlich Nesteritz; Fusch Bruno, Kruschwitz; Hyna Josef, Hostomitz; Nausch Franz u. Hofmann Fritz, Teplitz; Ubert Rudolf, Proseitz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Bretschneider Otto, Drakowa; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Berger Josef, Klein-Augezd.

Int. Arbeiter-Olympiade Antwerpen 1937.

Anlässlich der Olympiade wird in Antwerpen auch ein großes Schachturnier durchgeführt, an welchem sich folgende Länder im Mannschaftskampf à 5 Mann und auch in Einzelturnieren beteiligen werden: Norwegen, England, Frankreich, Belgien und für die Tschechoslowakei die DTJ und Atus.

Schachgenossen, welche zur Olympiade fahren und sich an den Schachturnieren beteiligen möchten, melden sich bei Josef Schöpka, Komotau I, Kohlstadtgasse 2.

VI. Kreis. Kreismeisterschaft.

Das Endspiel um die Kreismeisterschaft wurde von den Sektionen Althroulau und Eger bestritten und am 6. Juni in Eger ausgetragen.

Vor Freigabe der Bretter durch Gen. Lippert, Eger, rief der Kreisleiter Gen. Körbl zur Werbeaktion für unser Schachblatt auf. Er appelliert an alle Anwesende, an der Ausgestaltung und Verbesserung unserer Schachzeitung mitzuarbeiten.

Eger verlor das Spiel, mit 2 unbesetzten Brettern, 5½:2½ Punkten. Die Ergebnisse an den einzelnen Brettern:

	Althroulau	Eger
Brett 1	Körbl Julius 1:0	Lippert
.. 2	Klügl 1:0	Thoma
.. 3	Wurm 0:1	Mühlhans
.. 4	Günther 0:1	Müller
.. 5	Stefan ½:½	Wallner
.. 6	Schreiner 1:0	unbesetzt
.. 7	Schneider 1:0	Hampel
.. 8	Körbl Wilhelm 1:0	unbesetzt

Ergebnis 5½:2½ für Althroulau, somit Kreismeister.

Sonntag, 20. Juni: 1. Runde. Kreismeisterschaft im V. Kreis: Komotau gegen Teplitz in Bruch; Eulau gegen Watterschan in Nesteritz; Rosaowitz gegen Kleisch in Nesteritz.